

## Gestaltungsspielräume der Hochschulen in der Nachwuchsförderung

*Bernd Huber*

Volkswirte sind in der Lage oder bilden es sich wenigstens ein, mit Situationen fertig zu werden, in denen die Ressourcen knapp sind. Hochschulfragen sind natürlich nicht nur wirtschaftliche Fragen, sondern sie fügen sich in einen breiteren Rahmen ein. Mein Thema ist die Nachwuchsförderung in der Verantwortung der Universitäten, und es ist in verschiedener Hinsicht wirklich wichtig und dringlich. Das wird vor allem deutlich, wenn man die Frage der Nachwuchsförderung in einen breiteren Kontext stellt.

Der Rahmen, in dem wir Nachwuchsförderung diskutieren müssen, ist zunächst einmal die zunehmende Internationalisierung der Hochschulen in der Wissenschaftslandschaft. Wissenschaft ist heute ohne Frage international ausgerichtet. Das beginnt bei den Studierenden, die viel mobiler geworden sind als früher. Noch viel stärker ist die Internationalisierung im Bereich der Forschung fortgeschritten. Forschernetzwerke sind europäisch und auch global ausgelegt, eine Folge der generellen Globalisierung, die wir beobachten. Die Internationalisierung der Hochschulen wird auch deswegen notwendig, weil sie ein Instrument ist, um ihre Finanzsituation zu verbessern. Denken Sie etwa an das 6. EU-Forschungsrahmenprogramm mit seiner zentralen Zielsetzung, europäische wissenschaftliche Netzwerke zu bilden, in deren Rahmen Fördermittel eingeworben werden können. Natürlich betrifft die Internationalisierung auch den wissenschaftlichen Nachwuchs. Qualifikationen als Wissenschaftler kann man heute nicht mehr nur in Deutschland erwerben. Man muss beispielsweise auch in internationalen Fachzeitschriften publizierend präsent sein. Englisch ist längst die Lingua Franca des modernen Wissenschaftlers geworden. Wenn man also internationale Forschung diskutiert und internationale Forschungsnetzwerke, muss man sich darüber klar sein, dass wir in einer Situation des internationalen Wettbewerbs um Spitzenforschung stehen. Für meine Universität München ist der Hauptkonkurrent nicht die Technische Universität München; wir müssen uns vielmehr an internationalen Universitäten wie Stanford, Harvard, Oxford und Cambridge orientieren, um nur einige Beispiele aus der angelsächsischen Welt zu nennen. Nur dann können unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler langfristig erfolgreiche Forschung betreiben.

Betrachten wir unsere Position im internationalen Wettbewerb von Wissenschaft und Forschung, insbesondere mit Blick auf die Forschung, muss man zugeben, dass die Forschung in Deutschland in den letzten Jahren ihre Position nicht unbedingt verbessert hat. Dieses Problem betrifft nicht nur Deutschland, sondern alle europäischen Länder. Besonders im Vergleich mit den USA sind wir zurückgefallen. Die neueren Statistiken der OECD weisen an Hand verschiedener Indikatoren die Forschungsposition der einzelnen europäischen Länder aus. Egal welchen Indikator Sie betrachten – die Zahl der beschäftigten Wissenschaftler je 1.000 Einwohner, die Zahl der Patentanmeldungen, die Ausgaben für Forschung und Entwicklung – überall gibt es einen deutlichen Rückstand gegenüber den Vereinigten Staaten. Im Bereich der Forschung sind die Probleme und Defizite nicht zu übersehen. Das betrifft natürlich auch die Nachwuchswissenschaftler in Deutschland; denn die Arbeit in der Forschung ist für den Nachwuchs das Hauptfeld ihrer Qualifikation. Nur über die Forschung wird man ein erfolgreicher Wissenschaftler. Wir wissen doch, dass ein Großteil der Forschung von Nachwuchswissenschaftlern geleistet wird. Die Nachwuchswissenschaftler von heute sind ohne Frage die Spitzenforscher von morgen.

Angesichts der Defizite in Europa und Deutschland und der ungleich besseren Situation in den USA stehen junge Wissenschaftler oft vor der Entscheidung, wo sie ihrer Forschung am besten nachgehen können; doch wohl dort, wo sie die besten Bedingungen, die besten Voraussetzungen für die eigene wissenschaftliche Karriere finden. Deswegen haben wir das Problem des brain drain, wie man es gelegentlich schlagwortartig nennt; deswegen bleiben viele unserer besten Wissenschaftler nicht in Deutschland, sondern gehen ins Ausland, vor allem in die USA. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung zitierte neulich eine Umfrage unter jungen deutschen Wissenschaftlern in den USA, ob sie bereit seien, wieder nach Deutschland zurückzukehren: 70% von ihnen waren nicht bereit und dachten überhaupt nicht daran, nach Deutschland zurückzukehren. Die wesentlichen Gründe: schlechtere Forschungsbedingungen, bürokratische Hemmnisse, nicht wettbewerbsfähige Gehaltsstrukturen.

Diese Schwierigkeiten sind uns nicht neu. Es geht aber gegenwärtig verschärft darum, die genannten Nachteile und Barrieren abzubauen und die Entwicklung in Deutschland zu fördern. Wir müssen und können selber eine ganze Menge dafür tun, unsere Nachwuchsförderung zu verbessern und für Nachwuchswissenschaftler wieder attraktiver zu werden. Die Hochschulen müssen entsprechend tätig werden, aber auch die Politik und die Gesellschaft als ganze. Die Bedeutung von Wissenschaft und Forschung muss stärker im öffentlichen Bewusstsein verankert werden. Wir sind ein Land ohne Rohstoffe.

Geist, Ideen, Innovationen sind die wesentliche Ressource, über die wir verfügen und mit der wir wuchern müssen. Deswegen spielen Wissenschaft und Grundlagenforschung eine ganz entscheidende Rolle. In der allgemeinen gesellschaftlichen Debatte muss man die Rolle von Forschung und Wissenschaft stärker betonen und dazu beitragen, dass sie wieder wahrgenommen wird und an Bedeutung gewinnt.

Wo müssen wir bei den Verbesserungsmöglichkeiten für unsere Nachwuchswissenschaftler ansetzen, um den brain drain ein Stück weit umzukehren und uns für junge Wissenschaftler wieder attraktiver zu machen? Ich denke vor allem an drei Bereiche: wir müssen die Qualifikationswege optimieren, die Forschungsbedingungen ganz allgemein verbessern und die Gehaltsstrukturen für Wissenschaftler modernisieren.

Zur Frage der Qualifikationswege. Eine typische wissenschaftliche Karriere hatte bisher drei Phasen, das Studium, die Promotion und die Habilitation. In der ersten und dritten Phase ist in der letzten Zeit einiges reformiert worden: die Einführung konsekutiver Bachelor- und Masterstudiengänge sowie die Einrichtung von Juniorprofessuren, die mittelfristig die Habilitation ersetzen sollen. Relativ wenig ist bisher für die Promotionsphase getan worden. Sie ist aber von einer besonderen Bedeutung für die wissenschaftliche Laufbahn. Beim Vergleich der deutschen Universitätsausbildung mit der amerikanischen sind unsere traditionellen Abschlüsse Magister und Diplom durchaus konkurrenzfähig mit vergleichbaren Abschlüssen in den Vereinigten Staaten, und wir brauchen uns nicht zu verstecken. Große Unterschiede gibt es aber zwischen unserer Promotionsphase und den amerikanischen doctoral studies, die zum Ph.D. führen. Das Promotionsstudium in den USA ist in vielen Fächern straff und professionell organisiert. Junge Wissenschaftler werden sehr schnell auf das Niveau der internationalen Spitzenforschung geführt durch eine anspruchsvolle Ausbildung und eine intensive Betreuung. Ein erheblicher Teil des Vorsprungs, den die Vereinigten Staaten uns gegenüber haben, ist in der Qualität des Promotionsstudiums begründet. Es ist die Initialzündung, mit der die jungen Wissenschaftler an ein internationales Forschungsniveau herangeführt werden. Wir werden in den kommenden Jahren an allen Universitäten versuchen müssen, unser Promotionsstudium zu professionalisieren und zu verbessern. An der LMU haben wir damit begonnen. Wir haben beispielsweise mit Unterstützung des DAAD einige international ausgerichtete Promotionsstudiengänge eingerichtet. Darüber hinaus gibt es strukturierte Angebote an Promotionsstudien, welche die Promovenden an komplexe wissenschaftliche Sachverhalte heranführen und damit zu ihrer Qualifikation beitragen. Das soll ihnen helfen, wissenschaftliche Zusammenhänge schneller zu verstehen; es soll insgesamt die Promotionsphase erleichtern und die Qualität der Promotionen nachhaltig steigern. In

dieser Richtung müssen wir fortfahren, wobei man sich unterschiedliche Modelle vorstellen kann, z. B. Exzellenznetzwerke, in denen man Doktoranden interdisziplinär zusammenführt und ihnen das moderne wissenschaftliche Handwerkszeug vermittelt.

Es folgt die Postdoc-Phase als zweiter Problembereich. Sie ist mit der fünften Novellierung des Hochschulrahmengesetzes und der Einführung der Juniorprofessur besonders aktuell geworden. Im Laufe der kommenden Jahre werden die Juniorprofessuren eingerichtet werden. Bayern hat einen eigenen Weg zugunsten der Beibehaltung der Habilitation neben anderen Wegen zu Universitätsprofessuren eingeschlagen, einschließlich der Juniorprofessur. Man sollte diese neue Struktur der Vorbereitung ausprobieren und dann sehen, ob sie sich als geeignet erweist. Ich möchte hier nur auf ein Problem hinweisen, die geplante Lehrbelastung von Juniorprofessoren. Wenn diese zwischen vier und acht Semesterwochenstunden betragen soll, ist sie im internationalen Vergleich sehr hoch. Junge Wissenschaftler, die sich vor allem durch ihre Forschungsleistungen qualifizieren müssen, werden in einer relativ frühen Phase ihrer wissenschaftlichen Karriere stark mit der Lehre und darüber hinaus mit administrativen Aufgaben belastet. Wie das gehen wird, muss man sehen. Andererseits bieten Juniorprofessuren den Vorteil, dass sich junge Wissenschaftler relativ früh und unabhängig von den möglichen Pressionen durch untergeordnete Dienstverhältnisse ihren Forschungsaufgaben widmen können. Hierin sehe ich eine Chance der Juniorprofessur. Man sollte also ohne falsche Vorbehalte und Vorurteile versuchen, dieses Instrument zu nutzen und sinnvoll auszuformen. Vielen erscheint es sinnvoll, die Habilitation als zweiten Qualifikationsweg zu erhalten, allerdings in einer modernisierten Form. Die bayerische Rektorenkonferenz hat einen entsprechenden Reformvorschlag gemacht. Die Fraktion der CSU im Bayerischen Landtag hat einen Gesetzentwurf zur Reform des Bayerischen Hochschulgesetzes eingebracht, der die Neuregelungen enthält und noch im Sommer 2003 verabschiedet werden soll. Das Habilitationsverfahren soll verkürzt werden, und die Unabhängigkeit der Habilitanden wird gestärkt einschließlich der Möglichkeit, eine drittmittelfähige Grundausstattung zu erhalten und eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit zu gewährleisten. Die Beibehaltung der Habilitation erscheint mir sinnvoll und wünschenswert, nicht weil ich ein begeisterter Anhänger bin, sondern wegen des notwendigen Wettbewerbs der Qualifizierungswege. Wir sollten unterschiedliche Modelle ausprobieren und in einigen Jahren sehen, welcher von diesen als Regelzugang zu Professuren am besten geeignet ist.

Ich möchte noch für ein drittes Modell werben, den so genannten *tenure track*, der im anglo-amerikanischen Raum üblich ist. Hier wachsen Nachwuchswissenschaftler, nach einem Hochschulwechsel vor oder nach der Promotion, allmählich in den Bereich der

Professoren hinein, zunächst über zeitlich befristete Professorenstellen, etwa entsprechend unseren bisherigen C3-Stellen, bis hin zur unbefristeten Voll-Professur (Lehrstuhl). Es gibt regelmäßige Evaluationen der wissenschaftlichen Leistungen als Voraussetzung für eine Höherstufung und Besserstellung. Den Wettbewerb unterschiedlicher Qualifikationswege und eine entsprechende Experimentierfreudigkeit halte ich für sehr wichtig und sinnvoll. In allen Modellen muss die möglichst frühe wissenschaftliche Selbständigkeit gewährt werden. Sie motiviert junge Wissenschaftler zu entsprechenden Leistungen. Sie wollen ja forschen und sich mit wissenschaftlichen Fragen auseinandersetzen. Dafür muss man ihnen alle Möglichkeiten einräumen.

Ich komme zu den allgemeinen Bedingungen für die Forschung an den Universitäten. Sie werden schon mit den herrschenden Studienbedingungen grundgelegt. Bereits hier entscheidet sich für junge Leute, ob sie überhaupt an einer Universität studieren, ob sie in Deutschland bleiben werden und sich entschließen, dort als junge Wissenschaftler zu bleiben. Wir leiden immer noch unter zu hohen Studierendenzahlen. In den kommenden Jahren wird die Zahl in Bayern voraussichtlich um 15.000 zunehmen. Das entspricht in etwa der Kapazität einer mittelgroßen Universität in Bayern. Es wird in Zukunft noch schwieriger werden, die Qualität in der Ausbildung zu halten, und die Universitäten werden dafür erhebliche Anstrengungen unternehmen müssen. Gerade in den Fächern mit hohen Studentenzahlen dürfen die wissenschaftlichen Mitarbeiter nicht noch stärker, als dies ohnehin schon der Fall ist, für die Lehre und für Dienstleistungen eingesetzt werden. Das wäre eine zusätzliche Belastung und würde ihre Möglichkeiten zu forschen stark einschränken.

Des Weiteren müssen wir in den Universitäten den Einsatz der verfügbaren und zusätzlich einzuwerbenden finanziellen Mittel diskutieren. Für den gesamten Bereich der Finanzen und der Geräteausstattung müssen die Universitäten durch Optimierung ihrer Organisationsstrukturen und Prozesse möglichst effiziente Lösungen anstreben. An der LMU haben wir deswegen das Modell der Departments eingeführt. Diese Großinstitute sind dadurch gekennzeichnet, dass sie eine flexible Verteilung der Mittel und der Personalstellen auf die Professuren erlauben und eine Bündelung von Kräften gestatten. Das macht es möglich, Effizienzreserven zu mobilisieren. Die Finanzsituation an den Universitäten ist nicht besonders gut. An der LMU sind wir, wenn man Preiseffekte und inflationäre Entwicklungen herausrechnet, auf dem Stand von 1985. Dabei haben wir im Freistaat Bayern im Vergleich zu anderen Bundesländern noch eine günstige Position und sicherlich weniger Grund zu klagen als andere Hochschulen in anderen Bundesländern. Aber ein bisschen klagen wir trotzdem als Ausdruck unserer Hoffnung auf die Unterstützung seitens der Staatsregierung.

Eine nur geringe Kosten verursachende Initiative zur Verbesserung der Forschungsbedingungen wäre die Entbürokratisierung der Strukturen an den Universitäten. Hier gibt es eine ganze Fülle denkbarer Maßnahmen: Die Verbesserung der Entscheidungsabläufe, die raschere Umsetzung von Entscheidungen, die schnellere Zuweisung bewilligter Mittel beispielsweise für Geräte und Reparaturen, der Abbau von Hürden für Ausländer in der Ausländergesetzgebung und bei den Ausländerämtern – ein sehr sensibler Bereich, in dem ausländische Kollegen vielen Widrigkeiten begegnen. Auch über die Optimierung unserer Organisationsstrukturen müssen wir versuchen, die Arbeitsbedingungen für unsere jungen Wissenschaftler zu verbessern und damit einen Beitrag zu leisten, den brain drain etwas umzukehren.

Für ein Zukunftsproblem erster Größenordnung halte ich die völlig unzulänglichen Gehaltsregelungen für Wissenschaftler in Deutschland. Nach der jüngsten Professorenbesoldungsreform sind die Grundgehälter für Professoren nicht allzu üppig. Ich bin überzeugt, dass diese Besoldungsreform uns längerfristig mehr oder minder in eine Katastrophe führen wird. Wir sind mit diesen Gehaltsstrukturen und Vergütungen weder national noch international konkurrenzfähig. Nur ein Beispiel aus dem Bereich der Wirtschaftswissenschaften: ein assistant professor an der Universität von Berkeley hat ein Jahresgehalt von etwa 90.000 Dollar. Das ist das Doppelte dessen, was ein W3-Professor bei uns verdient. Bei solchen Gehaltsunterschieden werden wir einfach nicht in der Lage sein, Leute aus den USA zurückzuholen. Erst recht werden wir nicht verhindern können, dass junge Wissenschaftler ins Ausland gehen. Dass die USA ein besonders attraktiver Standort sind, ist offensichtlich. Wir sind aber auch national nicht mehr wettbewerbsfähig. Absolventen zahlreicher Fächer haben attraktive Berufsperspektiven außerhalb der Hochschule, so in den Wirtschaftswissenschaften, der Informatik oder der Medizin und anderem Bereichen. Weil man ja nicht gezwungen ist, Wissenschaftler zu werden, ist es bei deutlich niedrigeren Einkommen in den Universitäten nicht gerade attraktiv, eine wissenschaftliche Laufbahn zu ergreifen, zumal diese mit erheblichen Risiken verbunden ist. Man ist zwar promoviert, ggf. Juniorprofessor gewesen und steht am Ende dennoch ohne Beschäftigung da. Jeder von uns kennt solche Beispiele. Warum sollten junge Leute solche Risiken eingehen, wenn sie die Möglichkeit haben, z. B. einen Beruf als Steuerberater oder Unternehmensberater zu ergreifen mit besseren Einkommensperspektiven und geringeren Risiken. Es ist daher unabdingbar, in den nächsten Jahren zu versuchen, den Professorenberuf wieder attraktiver zu machen, auch über seine finanzielle Ausgestaltung.

Ohne die genannten Reformmaßnahmen wird die deutsche Wissenschafts- und Universitätslandschaft längerfristig schweren Schaden nehmen. Sie sehen also, es gibt eine ganze Menge zu tun. Wir können diese Schwierigkeiten meistern, wenn alle Akteure ihren Verpflichtungen nachkommen. Wir haben hervorragende junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sehr erfolgreich sind. Dieses Potential müssen wir erhalten und weiter fördern. Wenn wir diese ungelösten Probleme angehen, haben wir auch eine gute Chance, in der internationalen Liga vorn zu stehen.

**Anschrift des Verfassers:**

Prof. Dr. Bernd Huber

Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München

Geschwister-Scholl-Pl. 1

80339 München

E-Mail: [Bernd.Huber@verwaltung.uni-muenchen.de](mailto:Bernd.Huber@verwaltung.uni-muenchen.de)